

Marco Leuenberger und Loretta Seglias (Hrsg.)

Versorgt und vergessen

Ehemalige Verdingkinder erzählen

Vorwort von Elisabeth Wenger

Mit einem Epilog von Franz Hohler

Fotos von Paul Senn

Rotpunktverlag

Herausgeber und Verlag danken folgenden Stiftungen und Institutionen für die finanzielle Unterstützung des Forschungsprojektes »Verdingkinder, Schwabengänger, Spazzacamini und andere Formen der Fremdplatzierung und Kinderarbeit in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert« und des vorliegenden Buches:

Pro Helvetia, Schweizer Kulturstiftung
 Stiftung der Schweizerischen Landesausstellung 1939
 Bundesamt für Kultur
 Burgergemeinde Bern
 Familien-Vontobel-Stiftung
 Fonds zur Förderung von Lehre und Forschung der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, Basel
 Hatt-Bucher-Stiftung
 Jubiläumsstiftung der Basellandschaftlichen Kantonalbank
 Kulturförderung Kanton St.Gallen und Swisslos
 Kunstmuseum Bern
 Lotteriefonds Appenzell Ausserrhoden finanziert durch Swisslos
 Lotteriefonds des Kantons Bern
 Lotteriefonds des Kantons Solothurn
 Prof. Dr. Fritz Peter Hager Stiftung
 Pro Senectute Schweiz
 Raiffeisen Jubiläumsstiftung
 Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft
 Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung
 UBS Kulturstiftung

sowie allen weiteren Spendern.

© 2008 Rotpunktverlag, Zürich
 www.rotpunktverlag.ch

Umschlagfoto: Paul Senn, Verdingmädchen, Kanton Bern, 1940.
 FFV, Kunstmuseum Bern, Dep. GKS. © GKS.
 Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
 ISBN 978-3-85869-382-2
 1. Auflage 2008

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Einleitung	13
 Armut und Kinderarbeit in der Schweiz	 19
Armin Stutz*: »Und einfach immer dieser Hunger, dieser Hunger«	27
Christoph Grädel*: »Der kleinen Schwalbe geht es wie uns, uns haben sie auch aus dem Nest geworfen«	34
Hans Unglück*: »Den Lohn musste ich zuhause abgeben, das war damals üblich«	39
Werner Bieri*: »Es verfolgt mich bis heute. Es wurde nie mehr gut«	43
Ernst Wessner: »Damals war man froh, wenn einer weniger am Tisch saß«	49
 Schulbesuch und Berufslehre galten als Nebensache	 53
Elsa Schweizer-Dürrenberger: »Ich bin ja ein Kind der Sünde gewesen«	61
Emil Weber*: »Meine Mutter hat sich nicht getraut, mit dem Lehrer zu sprechen«	65
Josef Anderhalden: »In der Schule haben sie mich immer ganz allein zuhinterst hingetan«	69
Joseph Baumeler: »Mein Patron hat gesagt, ich sei da zum Arbeiten, nicht um in die Schule zu gehen«	73
Marie Bachmann-Pauli: »Ich musste den ganzen Winter mit denselben Kleidern in die Schule gehen«	76
 Gesetzliche Entwicklung des Pflegekinderwesens	 81
Alice Alder-Walliser: »Alle sagten, ich solle ein Buch darüber schreiben, aber dazu habe ich keine Lust«	90
Doris Gasser: »Ich musste ein Leben lang lernen, sein zu dürfen«	94

Ernst Fluri: »Er schimpfte mich en <i>fuule Siech</i> und stieß mir die Mistgabel in den Hintern«	99
Katharina Klodel: »Im Kern waren sie himmeltraurig«	108
Margaretha Hirzel: »Weit weg von zuhause und dort arbeiten, wo es viele Leute hat«	116
Kindswegnahme und Fremdplatzierung	121
Christian Röthlisberger: »Das bringt Minderwertigkeit, wenn man merkt: »Aha, die lachen einen nur aus««	130
Elisabeth Götz: »Das Schlimme war, so abgestellt zu werden«	134
Martha Mosimann: »Ich war einfach zum Arbeiten da«	139
Nelly Haueter: »Du kannst nichts, du bist nichts und wirst nichts«	143
Ruth Windler: »Da kam ich vom Regen in die Traufe«	147
Entwurzelung, Isolation und Schweigen	151
Heidy Hartmann: »Dieses Ausgeschlossensein, kein Körperkontakt, außer Schlägen!«	158
Marianne Lauser*: »Ich habe oft überlegt, wie ich mich kaputt machen könnte«	163
Werner Binggeli: »Der Kuhstall war mein Wohnzimmer«	168
Alfred Ryter: »Dieses Heimweh – niemand hörte uns, niemand nahm uns wahr«	172
Hedwig Wittwer-Bühler: »Ich hatte eine wunderbare Jugend«	178
Verdingt und erniedrigt – Formen der Diskriminierung	181
Christine Hauser-Meier*: »Ich galt als faul und taugte zu nichts. Wenn du das immer hörst, dann glaubst du es«	189
Elfie Stiefmaier-Vögeli: » <i>Chrampfen</i> wie ein armer Hund«	193
Elmar Burri*: »Die warme Stube hat einfach gefehlt«	199
Resi Eggenberger*: »Ich hasste meine Mutter so«	204
Roger Hostettler: »Ich machte immer die mindere Arbeit«	210

Gewalt und Machtmissbrauch	219
Barbara Roth*: »Also, es sind schon schlimme Zeiten gewesen«	226
Max Schmid: »Der Körper könnte sich vielleicht an die Schläge gewöhnen, aber die Seele gewöhnt sich nie daran«	230
Walter Zürcher*: »Ich habe nicht rebelliert, das hätte ja nichts genützt« ..	234
Hans Crivelli: »Das möchte ich nie mehr erleben«	238
Hugo Hersberger: »Das stundenlange Warten, bis er heimkam und mich prügelte ...«	242
Widerstand, Flucht und Momente des Glücks	249
Ferdinand Tauscher*: »Also viel Freizeit habe ich nicht gehabt, zwei Jahre lang«	256
Herbert Rauch*: »Mich haben sie ja genommen, um etwas zu verdienen, sonst für nichts«	261
Johann Rindisbacher: »Arbeitete ich viel, bekam ich Schläge, arbeitete ich nicht, bekam ich auch Schläge«	265
Martha Knopf: »Hin- und hergeschoben«	269
Rosmarie Schmid: »Ich hatte nichts von meinem Leben«	275
Erinnern und erzählen – Historisch-sozialwissenschaftliche Zugänge zu lebensgeschichtlichen Interviews	279
Schlusswort	289
Epilog von Franz Hohler: Der Vater meiner Mutter	293
Anmerkungen	295
Bildnachweise und Originallegenden	305
Literaturverzeichnis	311
Autorinnen und Autoren	317
Glossar	318
Paul Senn und die Verdingkinderproblematik	160

Gewalt und Machtmissbrauch

Ueli Mäder

»Ich wurde auch bestraft, ohne es verdient zu haben«

Barbara Roth wurde 1935 geboren und früh verdingt. Sie litt vor allem unter der verbalen Abwertung. »Aus Dir wird nie etwas«, bekam sie immer wieder zu hören. Verdingkinder erfuhren psychische, physische und strukturelle Gewalt. Dieses Kapitel verknüpft verschiedene Formen der Gewalt mit dem, was Verdingkinder erlebten. Es wird auch danach gefragt, wie sich Gewalt verarbeiten lässt.

Rechtliche Ansätze betrachten Gewalt als Eingriff in die Privatsphäre einer anderen Person. Soziologische bezeichnen physischen und psychischen Zwang als Gewalt. Sie unterscheiden zwischen direkter und indirekter Gewalt, potenzieller und manifester, personaler und struktureller.¹ Die personale Gewalt steht bei aktuellen Debatten im Vordergrund. Sie lässt sich konkret fassen, benennt Täter und manchmal auch Opfer. Als »strukturelle Gewalt« bezeichnet Konfliktforscher Johan Galtung² gesellschaftliche Bedingungen. Dazu gehören auch soziale Benachteiligungen, die Verdingkinder erlebten.

Mitten aus der Gesellschaft

Stark vereinfacht gibt es drei verschiedene Ansätze von Gewalt. Der erste betont die strukturellen Voraussetzungen. Er äußert sich beispielsweise in der Armut, die dazu führte, Kinder zu verdingen. Der zweite Ansatz bezieht sich auf die Sozialisation. Er thematisiert, wie Familien und Schulen die Verdingkinder behandelten. Der dritte Ansatz hebt situative und affektive Momente hervor. Er erweckt den Anschein, als ob die Gewalt quasi zufällig entstünde.

Wilhelm Heitmeyer³ beschreibt, was zu Gewalt führt: Ohnmacht (durch forcierte Konkurrenz), Verunsicherung (durch häufige Biogra-

fiebrüche), Vereinzelung (durch Auflösung familiärer und kultureller Milieus) sowie Desintegration (durch Desorientierung und fehlende Perspektiven). Der rasche Wandel disponiert zudem zu Überforderung und Stress, und dadurch zu autoritärem Verhalten. Aber dann müssten ja viel mehr Menschen gewalttätig sein, lautet ein Einwand. Er wendet sich dagegen, Gewalt immer erklären und verstehen zu wollen. Trutz von Trotha⁴ will nicht jeder Gewalt einen Sinn geben. Das verleite bloß dazu, die pathologisierte »Lust an Gewalttätigkeit« zu verkennen.

Heute wird die Gewalt oft personalisiert. Die strukturelle Gewalt scheint passé zu sein. Die Kritische Konfliktforschung der 1970er-Jahre thematisierte, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt und sich, wie bei Verdingkindern, in ungleichen Lebenschancen äußert. Franz Josef Krafeld⁵ leitet die Bereitschaft zur Gewalt aus Sozialisationserfahrungen ab. Wir lernen von Kindesalter an, aus Schwächen anderer Vorteile zu ergattern. Walter Hollstein⁶ beschreibt, wie sich männliche Sozialisation an Härte, Macht, Distanz, Konkurrenz und Leistung orientiert. Die Fixierung auf äußere Werte (Geld, Erfolg) schränkt das Gefühlsleben ein und fördert die Leere, die Entfremdung und das Autoritäre. Buben müssen sich ständig beweisen, was die Beziehungsfähigkeit wenig fördert.

Gewalt entsteht auch aus fehlgeleiteter Bedürftigkeit. Sie sucht sich immer wieder ein Ventil. Verdingkinder bekamen das Treten nach unten zu spüren. Einzelne wiederholten später das, worunter sie früher selbst gelitten haben. Wer Gewalt erfährt, gibt sie oft weiter.

»Du kannst nichts und du bist nichts.«

Barbara Roth wurde zu einer Bäckerfamilie verdingt. Ihrer Hauptaufgabe, der Betreuung des jüngeren Sohnes der Pflegefamilie, ging sie nur zwischendurch nach, da sie ständig von anderen Arbeiten in Anspruch genommen wurde. Ihr Tag begann um sechs Uhr. Nach dem Aufstehen musste sie putzen, Schnee schaufeln, Brot austra-

gen, im Laden und im Haushalt helfen und war oft bis spät abends beschäftigt. Als sie sich einmal nicht gut fühlte, spielte sie auf ihrer Blockflöte, bis ihr die Pflegemutter diese aus Wut entriss und im Ofen verbrannte. »Also, es sind schon schlimme Zeiten gewesen«, sagt sie dazu.

Barbara Roth war immer gut angezogen; darauf legte die Pflegemutter wert, und sie bekam auch immer genügend zu essen. Unter den ständigen verbalen Abwertungen – etwa dass ihr immer wieder gesagt wurde, sie sei nichts und sie werde nichts –, litt das Mädchen sehr. Nach außen hin konnte die Pflegefamilie aber den Schein wahren.

»Ein Hund hatte es schöner als ich«, so beschreibt Franz Buchschacher seine Kindheit. Er kam 1926 als eines von achtzehn Kindern im Kanton Bern zur Welt. Der Vater konnte als Maurer nicht die ganze Familie ernähren. So wurden alle Kinder bis auf die jüngste Tochter verdingt. Franz Buchschacher wurde bereits im zweiten Lebensjahr einer älteren Frau in Obhut gegeben. »Sie zog mich auf wie die eigene Mutter«, erzählt er.

Als der Knabe sechs Jahre alt war, starb seine Pflegemutter. Er wurde mit anderen Verdingkindern an eine Versammlung in der Gemeinde gebracht. Die Bauern betasteten die Kinder, um zu erkunden, wie kräftig sie waren. Dann wählten sie die Stärksten aus. Franz Buchschacher war schwächling. Niemand wollte ihn. Er blieb bis zum Schluss übrig. Schließlich nahm ihn der Weibel der Gemeinde mit, der auch noch einen Hof bewirtschaftete. Franz Buchschacher erinnert sich, wie der Bauer sagte: »Der ist ja nichts wert, der kann ja nicht arbeiten, aber ich nehme ihn mit, den lehre ich arbeiten.« Über dem Hühnerstall bekam der Sechsjährige eine Kammer. Zum Schlafen diente ihm eine Strohmatte. Die Kammer war voll Ungeziefer und im Winter eisig kalt. Am Morgen musste der Knabe um fünf Uhr aufstehen und auf dem Hof arbeiten. Für Schulaufgaben fand er keine Zeit. Der Lehrer schlug ihn und ließ ihn nachsitzen. Kam der Knabe dann

zu spät nach Hause, erhielt er nochmals Schläge. Der Bauer verprügelte ihn im Saustall mit einem Seil, bis er blutete und nicht mehr sitzen konnte.

Einmal zeigte Franz Buchschacher dem Dorfpolizist seine schweren Verletzungen. Der Polizist drohte dem Gemeindeweibel mit einer Anklage. Der Weibel musste bestätigen, den Knaben nicht mehr zu schlagen, ließ sich das aber nicht bieten. Er nahm Franz Buchschacher zum Gemeindepräsidenten mit und beklagte sich, den Bub nicht mehr strafen zu dürfen. Der Gemeindepräsident anerkennen ihm, dass er den Buben in Zukunft zur Züchtigung zu ihm bringen könne, und stellte so die alte Ordnung wieder her.

Hugo Hersberger verbrachte seine Jugend in einer Bauernfamilie. Die Pflegemutter schlug den Knaben oft und hielt abends auch ihren Sohn dazu an, bei den Prügelstrafen zu helfen. »Das stundenlange Warten, bis er heimkam, das war das Schlimmste«, erzählt Hugo Hersberger. Der Knabe musste sich jeweils ausziehen und den Kopf in einen *Zuber* stecken. Dann wurde er mit einem Lederriemen ausgepeitscht. Der Knabe erhielt fast täglich Schläge. Die Bäuerin schlug ihn, weil er sie nicht Mutter nannte. Dass sich Hugo Hersberger zum abendlichen Strafritual entkleiden musste, deutet auf die Sexualisierung der Gewalt hin und stellte ihn noch mehr bloß.

Verdingkinder erlebten immer wieder sexuelle Übergriffe. Walter Zürcher* wurde vom Pflegevater regelmäßig gezwungen, ihn im Stall manuell zu befriedigen. Als die Bäuerin das entdeckte, kam der Knabe in eine andere Familie, in der er hart arbeiten musste. Meistens kam er erst abends erschöpft dazu, seine Hausaufgaben zu machen. Von der Familie erfuhr er kaum Zuneigung oder Zärtlichkeit. Er galt als Arbeitskraft. An Weihnachten und festlichen Anlässen wollte die Familie unter sich sein. Der Knabe gehörte nicht wirklich dazu. Er fand sich auch in der Schule und im Dorf »drinnen und draußen«.

Armin Stutz* wusste lange Zeit nicht, wer seine Eltern waren. Er wuchs in einem Waisenhaus im Kanton Luzern auf. Ordensschwes-

tern betreuten ihn und die anderen Kinder. Eine Schwester spielte jeweils »nicht nur mit meinem Schwänzchen«, berichtet Armin Stutz. »Und wir mussten ihr unter den Ding fassen. Sie hat jeweils die hellen Strumpfhosen heruntergezogen. An das mag ich mich noch gut erinnern.« Wenn die Kinder das Bett nässten, wurden ihnen am folgenden Tag die nassen Tücher ins Gesicht gerieben. Als Armin Stutz alt genug war, um zu arbeiten, kam er zu einem Bauern. Dieser war sehr arm und hatte selbst viele Kinder; Armin Stutz litt unter Hunger. Die Zustände, in denen er und ein weiteres ehemaliges Verdingkind lebten, waren im Dorf bekannt. Aber niemand unterstützte die beiden. Einmal beschrieb der Knabe in einem Aufsatz über Ferienerlebnisse seinen harten Arbeitstag und die Misshandlungen. Darauf konfrontierte der Lehrer den Bauern mit diesen Vorwürfen. Dessen Sohn züchtigte den Knaben danach derart mit einem Lederriemen, dass er eine Wunde davontrug, die sich bis heute immer wieder öffnet. Armin Stutz beklagte sich fortan nie mehr. Und das Dorf schwieg mit.

Resigniert und empört

Verdingkinder nahmen ihre Benachteiligungen oft über lange Zeit hin. Der erfahrene Mangel verstellte ihnen manchmal den eigenen Blick derart, dass sie das Unrecht als persönliches Versagen betrachteten. Viele Verdingkinder litten darunter, es nicht wie andere geschafft zu haben. Sie machten sich Vorwürfe und fühlten sich schuldig. Wenn ehemalige Verdingkinder kritisieren, »ich wurde auch bestraft, ohne es verdient zu haben«, schlägt die Schwarze Pädagogik durch.

Um diesen Prozessen und Schuldgefühlen entgegenzuwirken, müssen sich die Betroffenen bewusst werden, dass eine missliche Situation kein Schicksal, sondern veränderbar ist. Der Hinweis auf gesellschaftlich verursachte, gemeinsame Betroffenheiten entlastet von persönlichen Schuldgefühlen, die unter Bedingungen der Vereinzelung besonders ausgeprägt sind.⁷

Verdingkinder empfanden ihre Ohnmacht teilweise als individuelle Schwäche. So lassen sich gesellschaftliche Widersprüche einfacher auf jene abwälzen, die unauffällig bleiben (wollen). Wer sich mit dem Vorhandenen abfindet, schützt sich gegen weitere Enttäuschungen. Die Angst führt zum Rückzug und zu einem Pakt mit dem Verzicht. Dagegen helfen Erfahrungen gelungener Lebenspraxis, wofür sich in den Interviews auch Beispiele finden. Das Vertrauen in eigene Kompetenzen muss manchmal Schritt für Schritt erlernt werden. Große Ziele sind in Teilziele zu zerlegen, die sich in absehbarer Frist erreichen lassen. Die Erfahrung motiviert, dass Veränderungen möglich sind. Sie lenkt den Blick vom scheinbar Unabdingbaren zum Möglichen. Die innerlich blockierende »Du solltest-Anforderung« verwandelt sich in eine »Ich kann etwas-Haltung«. Sie knüpft an vorhandene Interessen und Fertigkeiten an und dient der Bewältigung. Hilfreich ist auch das Erzählen dessen, was war. In ihren späteren Familien haben etliche Verdingkinder ihre Vergangenheit verschwiegen. Transparenz trägt indes dazu bei, Resignation in Empörung zu verwandeln.

Laut Arno Gruen⁸ führt Gehorsam dazu, sich selbst abzulehnen und Gewalt gegen sich und andere zu richten. Die Angst vor Autonomie erweist sich als Verrat am Selbst. Erich Fromm⁹ deutet die Furcht vor Freiheit als Unterwerfung unter reale und internalisierte Autoritäten. Die frühe Unterdrückung kritischen Denkens fördert die Anpassung und einen zwanghaften Konformismus. Sie disponiert scheinbar bedeutungslos gewordene Individuen dazu, Gewalt zu akzeptieren und je nach Möglichkeit auch selbst auszuüben. Je mehr wir uns nach anonymen Autoritäten richten, umso ohnmächtiger fühlen wir uns.

Armut, Kinderarbeit und Schläge waren bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts generell verbreitet. Verdingkinder erlebten die Gewalt nicht nur in entlegenen Bauernhöfen; sie kam auch mitten aus dem Dorf. Der aktuelle Gewaltdiskurs vernachlässigt diese strukturellen Bezüge. Er konzentriert sich auf das, was direkt sichtbar ist. Michel Foucault¹⁰ kritisiert, wie unsere Zivilisation die Opti-

mierung der Gewalt humanitär kaschiert. Die Aufklärung zielt auf eine Disziplinierung ab, die Abweichungen ahndet und jene ausschließt, die nicht der Norm entsprechen. Der manifesten Gewalt (»violence«), die eine Person oder Sache schädigt, steht eine andere Gewalt (»power«) entgegen. Sie beinhaltet die Fähigkeit, etwas zu erwirken. Das individuelle Vermögen hängt von der Ausstattung mit jenem ökonomischen Kapital (Geld), sozialen Kapital (Beziehungen) und kulturellen Kapital (Ausbildung) ab,¹¹ das vielen Verdingkindern fehlte.

Erinnern und erzählen

Historisch-sozialwissenschaftliche Zugänge zu lebensgeschichtlichen Interviews

Heiko Haumann und Ueli Mäder

Endlich sprechen können

Edith Däbler (Jahrgang 1945) kam nach dem Freitod ihres Vaters und dem »Davonlaufen« ihrer Mutter in ein Heim, dann in eine Pflegefamilie, während ihre älteren Geschwister auf verschiedene Bauernhöfe verdingt wurden. Sie musste hart arbeiten, doch es ging ihr in der Pflegefamilie sehr gut. Außerhalb der Familie erlebte sie allerdings viele Demütigungen, die psychische Störungen zur Folge hatten. Trotzdem konnte sie schließlich eine gute Ausbildung machen und ein Leben führen, mit dem sie zufrieden ist.

Rückblickend fasst sie zusammen: »Ich denke, man darf nicht den Umständen die Schuld geben und sagen: ›Ich bin halt dazumal so behandelt worden, [...] und wenn ich nicht so erzogen worden wäre, dann würde ich das auch nicht machen.‹ Sondern, ich glaube, wir haben alle eine Verantwortung für unser Leben.«¹

Jean-Pierre Enz (Jahrgang 1937) antwortet auf die Frage, ob die Kindheit sein Leben beeinflusst habe: »Ja, aber da bin ich wahrscheinlich viel selber schuld.«² Dies sind zwei Beispiele, wie das eigene Schicksal gedeutet wird. Jean-Pierre Enz war nach dem Tod des Vaters an mehreren Orten verdingt, hatte ein schweres Leben auf den Höfen, wurde sexuell missbraucht und häufig geprügelt, hatte beruflich zunächst wenig Glück und erreichte erst sehr spät eine gesicherte Stellung. Im Gespräch mit ihm wird deutlich, wie sich der Erinnerungsvorgang vollzieht. Als er gefragt wird, ob er sich noch an die verschiedenen Plätze erinnern könne, denen er zugeteilt worden war, meint er: »Kaum mehr. Aber ich sehe an einem Ort [...] ein großes

Haus und eine Treppe. Ich sehe einen Bauern, welcher den Kühen Gras in den Trog wirft [...]. Aber wie ich nachher wieder aus dem Bett gekommen bin, das ist weg. [...] Die Zeit bis zur Pflegemutter habe ich immer wieder versucht zu verdrängen. Und ich glaube, es ist mir wahrscheinlich eben doch so stark gelungen, dass ich mich gar nicht mehr an vieles erinnern kann. Weil das hat mir jedes Mal wehgetan, wenn ich mich zurückerinnert habe.«³

Erinnerung formt sich im Gespräch. Das zeigen die Aufzeichnungen der über 250 Interviews, die im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekts »Verdingkinder, Schwabengänger, *Spazzacamini* und andere Formen der Fremdplatzierung und Kinderarbeit in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert« (1. April 2005 bis 31. März 2008) geführt wurden. Die 85 Interviewerinnen und Interviewer verwendeten als Methode das leitfadengestützte offene Gespräch.⁴ Es hat sich bewährt, im ersten Teil die Befragten aus ihrem Leben erzählen zu lassen. Manche gaben die Geschichten wieder, von denen sie schon häufiger berichtet hatten, in fast eingeübter Weise.

Im Blick auf die interviewende Person und den Zweck des Forschungsprojektes brachten sie plötzlich neue Wendungen hinein. Andere waren froh, endlich darüber sprechen zu können, was sie schon lange quälte, und die Worte sprudelten aus ihnen heraus. Wieder andere suchten nach einem roten Faden, nach den richtigen Ausdrücken, nach der Erinnerung. Nachfragen waren in diesem Teil in der Regel nicht sinnvoll: Die Gedankengänge und Suchprozesse der ehemaligen Verdingkinder wurden dadurch unterbrochen, und es war für sie oft schwierig, ihre Erzählung wieder aufzunehmen. Im zweiten Teil des Interviews, nach Abschluss der Erzählung, half gezieltes Nachfragen auf der Grundlage des Leitfadens das Ganze zu präzisieren, indem sie sich an weitere Aspekte erinnerten. Manchmal wurde sogar ein neuer Erzählfluss ausgelöst.

Subjektive Deutungen

Die Interviews dokumentieren, wie Menschen in Selbstzeugnissen ihrem Leben einen Sinn zu geben versuchen.⁵ Subjektive Deutungen entsprechen nicht unbedingt den sozialen Wirklichkeiten. Sie vermitteln die Sicht von ehemaligen Verdingkindern, die ihre subjektive und einzigartige Wahrheit erzählen. Diese Deutungen sind aber ebenso Wirklichkeit wie die sozialen Umstände, in denen die Verdingkinder lebten. Ihr Selbstverständnis formte sich im Laufe der Zeit, veränderte sich teilweise, nicht zuletzt durch Erfahrungen. Die Befragten erzählten, wie sie das Erlebte in eine für sie verständliche Ordnung brachten, wie sie sich ihr Schicksal erklärten, welches das »Leitmotiv« ihres Lebens war⁶, wie sie die Welt verstanden – und sei es, dass sie ihr Leben als sinnlos empfanden.

Wenn wir diesem subjektiven Sinn auf die Spur kommen, öffnen sich Welten. Über das Verständnis für den Menschen, dem wir begegnen, erschließen wir seine Auseinandersetzung mit den vorherrschenden Rollen, Normen und Symbolen, öffnen den Blick für soziale Beziehungen, erkennen Netzwerke und Strukturen, entdecken Ordnungsgefüge. Im Biografischen dokumentiert sich immer auch das Gesellschaftliche.⁷ Deshalb ist die Analyse einzelner Lebensverläufe im Rahmen der Biografieforschung ein angemessener Zugang zur qualitativen Sozialforschung, die die Menschen in ihrer alltäglichen Umgebung sieht. Die lebensgeschichtlichen Ansätze legen Wert auf das kommunikative Verstehen zwischen allen Beteiligten.⁸ Sie sind eine spezifische Form sozialer Annäherung, in unserem Fall über das Gespräch.

Es geht bei den Interviews um den »inneren Blick« als ein Mittel der Erkenntnis und immer auch um einen eigenen Lernprozess.⁹ Ein derartiger Zugang über ein persönliches Gespräch zeigt die Wirklichkeit, wie die Menschen sie wahrnehmen und verarbeiten, und die Bedingungen, unter denen die Menschen handeln.¹⁰ Damit dient die Forschung auch demokratischen Zielen.

Erinnerung formt sich im Gespräch

Der Quellenwert von Erinnerungen wird allerdings häufig bestritten.¹¹ Gewiss können Erinnerungen – wie wir alle wissen – vielfach trügen. Wenn wir jedoch die Geschichte aus dem Blickwinkel der Menschen betrachten und rekonstruieren wollen,¹² müssen wir die Erinnerungen erst einmal »grundsätzlich als richtig« wahrnehmen und dann – wie jede Quelle – kritisch prüfen. Die Erinnerungsforschung hat Kriterien dazu bereitgestellt. Wir greifen einige Punkte heraus: Die Erinnerung an ein Geschehen verändert sich jedes Mal, wenn wir daran denken; Gefühle, die durch die Gesprächssituation entstehen, wirken sich auf die Darstellung aus; Assoziationen, die während des Gesprächs aufblitzen, lassen die Wiedergabe der Erinnerung manchmal wie eine Montage erscheinen; Medien, öffentliche Diskussionen, Normen und Werte beeinflussen das Denken; das soziale Milieu, in dem sich die Befragten (und wir selbst uns) bewegen, prägt die Vorstellungswelten immer wieder neu.¹³

Vergleichen wir die gesammelten Interviews, stellen wir fest, dass bei allen individuellen Besonderheiten immer wieder dieselben Themen auftauchen. Als Beispiele nennen wir die fehlende Zuwendung durch Bezugspersonen; die häufige emotionale Beziehung zu Tieren; Gefühle der Diskriminierung und Zurücksetzung, die teilweise abgelöst werden durch den Stolz, es im Leben doch noch zu etwas gebracht zu haben; die hohe Bedeutung von Strafen und Gewalt, ebenso von sexuellem Missbrauch; Armut; der Stellenwert der Religion; die problematische Rolle der Vormünder und Behörden; Ähnlichkeiten der Überlebensstrategien. So unzuverlässig die Erinnerung im Detail sein kann, lässt sich aus diesen Übereinstimmungen folgern, dass die Erinnerungen der ehemaligen Verdingkinder keineswegs falsch sind. Sie geben nicht nur Auskunft über ihr eigenes Denken und über ihre Vorstellungen, sondern vermitteln auch dichte Informationen über ihre früheren Lebensverhältnisse – sie sind eine erstrangige Quelle.

Einblicke in Lebenswelten

Doch noch mehr: Durch die Berücksichtigung der Aspekte, die die Erinnerungsvorgänge beeinflussen, können wir dem Verhältnis von Erinnerungen eines einzelnen Menschen und denjenigen einer Gruppe, der er angehört, nachspüren. Die Lebenswelten der Akteure mit ihren Netzwerken, gesellschaftlichen Bedingungen, Handlungsspielräumen, Strategien und Deutungsmustern können rekonstruiert werden.¹⁴ Dies bedingt ein strenges und aufwendiges methodisches Vorgehen: Man muss unterscheiden zwischen der Ebene der Erzählung in der Gegenwart, der Ebene des tatsächlich Erlebten und der Ebene der Sinngebung.¹⁵ Darüber hinaus sind Schlüsselerlebnisse und biografische Wendepunkte herauszufiltern, von denen aus die Erinnerungen interpretiert werden können.¹⁶ Für die Würdigung des gesamten Interviews müssen schließlich alle Ebenen wieder aufeinander bezogen werden.

Folgender Auszug aus einem Interview beschreibt ein Schlüsselerlebnis: Clara Bärwart (Jahrgang 1938) wurde nach einem zehnjährigen Aufenthalt im Kinderheim mit vierzehn Jahren dem Vater zurückgegeben, der sich nach dem Tod ihrer Mutter neu verheiratet hatte. Der Vater missbrauchte seine Tochter zwei Jahre lang sexuell, bis sie sich schließlich zur Wehr setzte. Als der Vater die Vorwürfe abstritt, wurde er seiner Tochter vor dem Staatsanwalt gegenübergestellt. Dabei kam es zu einem Wendepunkt, als der Staatsanwalt für kurze Zeit aufstand und aus dem Fenster blickte: »[...] ich schaue zum Vater in diesem Moment und er zu mir, und dann sehe ich seine Augen und die Hände, mit denen er schnell *Bittibätti* macht, und ich hatte das Gefühl, dieser Mensch leidet *wie lätz*. Und dann war es bei mir natürlich vorbei.« Clara Bärwart nahm alles zurück, denn: »[...] das andere war für mich viel stärker, das Gefühl, er leide. Weil ich wusste, was das heißt, wenn man leidet, gell.« Ab diesem Zeitpunkt ist ihr bewusst, dass ihr Leben unter dem Leitmotiv des Leidens steht, und sie interpretiert es vollständig danach; selbst Gefühle der Liebe sind für sie stets mit Leid verbunden. Aus dem Leiden

entsteht zunächst ein Gefühl der Ohnmacht und Wehrlosigkeit, dann aber auch eine Überlebensstrategie, die ihr wieder Kraft gibt.¹⁷

Die Erzählung auswerten

Eine sinnvolle Methode besteht darin, das Interview in Einheiten aufzuteilen, ohne seinen Gesamtzusammenhang aus dem Auge zu verlieren.¹⁸ Streng genommen folgen die Einheiten dem Textprotokoll und werden zunächst jeweils gesondert betrachtet. So bleiben verschiedene Deutungsmöglichkeiten offen und man interpretiert nicht vorschnell. Man kann die Gesprächseinheiten auch zu thematischen Blöcken zusammenfassen. Innerhalb der Gesprächseinheiten oder der Blöcke ist danach zu fragen, ob etwas Erlebtes geschildert wird, ob die damaligen Vorgänge derart beschrieben werden, dass spätere Einflüsse spürbar sind, oder ob argumentiert wird, um irgendetwas zu begründen, dem Geschehen also einen Sinn zu geben. Festzuhalten sind dabei weiterhin emotionale Erschütterungen und Einschnitte, die als Wendepunkte zu verstehen sind. Insgesamt sollte darauf geachtet werden, welche Bedeutung die jeweilige Gesprächseinheit für den Lebenslauf oder für die Selbstdarstellung hat. Im Einzelfall sind diese Ebenen oft schwer zu trennen. Vielfach hilft ein Rückbezug auf die gegenwärtige Situation der interviewten Person, um sich ihre Perspektive bewusst zu machen.

Nützlich ist darüber hinaus eine Untersuchung der sprachlichen Formulierungen:¹⁹ Entspricht der Wortschatz dem Alter und dem Milieu, in dem sich die befragte Person zum Zeitpunkt der Erzählung befand, oder verwendet sie Begriffe und Sprachstrukturen, die einer späteren Zeit entnommen sind und eher der Erklärung des Sachverhaltes dienen? So antwortet Werner Bieri* (Jahrgang 1942) auf die Eingangsfrage, welche Umstände dazu geführt hätten, dass er als Verdingkind aufgewachsen sei, unter anderem, seine Eltern hätten sich scheiden lassen. »Mein Vater wurde natürlich dazu verdonnert, Alimente zu bezahlen. Er hat natürlich nie bezahlt, das ist klar, und

wie gesagt, Kriegsjahre [...]«. Der Begriff »Alimente« und der Hinweis auf die »Kriegsjahre« deuten darauf hin, dass Werner Bieri hier nicht berichtet, was er unmittelbar erlebt hat, sondern dass er spätere Erklärungen heranzieht, warum es der Familie materiell so schlecht ging, um sich die Gründe verständlich zu machen. An anderen Stellen erzählt er hingegen mit dem Wortschatz eines Kindes, direkt und emotional.²⁰ Die Einteilung der Aussagen in die einzelnen Ebenen wird einfacher, indem man Anhaltspunkte wie Körperreaktionen, Tonfall – der zum Beispiel Ironie, Wut, Abwertung, Enttäuschung zum Ausdruck bringen kann –, Pausen, Stocken oder immer wiederkehrende Redewendungen beachtet. Dies bedingt eine Videoaufzeichnung des Interviews oder eine sehr genaue Transkription.²¹

Das Geschehen interpretieren

Die Analyse der einzelnen thematischen Blöcke in den Interviews überprüft die eigene Interpretation Schritt für Schritt. Dabei werden die Sinngebung der interviewten Person, ihre Wahrnehmungen und Sichtweisen nachgezeichnet. Zudem werden die äußeren Einflüsse sowie diejenigen Schlüsselerlebnisse und Wendepunkte deutlich, die als entscheidend für das Leben empfunden wurden. Mit der Analyse können das Nicht-Erzählte, Leerstellen und Tabus in der Lebensgeschichte erkannt werden, über die zu reden den Gesprächspartnern schwerfällt. Wenn wir die äußeren Einflüsse bestimmen wollen, müssen wir das Umfeld kennen, in dem sich die Person befand. Wir müssen fragen, ob sie von Medienberichten, Publikationen und öffentlichen Diskussionen zum Thema gewusst hat. Etwas schwieriger wird die Interpretation, wenn es um die Verarbeitung konkreter Erlebnisse geht. Selbst wenn wir einigermaßen zuverlässig bestimmen können, dass die befragte Person sehr dicht am damaligen Geschehen berichtet, können wir nicht ausschließen, dass die Erinnerung trügt. Deshalb müssen wir den Zusammenhang einbeziehen: Erzählungen weiterer Fremdplatzierter zum entsprechenden Thema sowie Aussa-

gen anderer Quellen – von den Behördenakten im Archiv über Zeitungen bis zu Selbstzeugnissen von Menschen, die in irgendeiner Weise mit den Vorgängen zu tun hatten.

Die oft sehr persönlichen Aussagen in einem Interview berühren die befragenden Personen emotional meistens stärker als eine nüchterne Notiz in einer Behördenakte. Deshalb ist hier – mehr als bei anderen Quellen – das kritische Nachdenken der Wissenschaftlerin oder des Wissenschaftlers über ihr oder sein Selbstverständnis gefordert. Auch Interpretationen suchen nach dem Sinn. Und jede Transkription ist bereits eine Interpretation. Damit diese den interviewten Personen und ihren Erzählungen gerecht wird, müssen das eigene Vorverständnis, die eigenen Assoziationen, »Bilder« und Erinnerungen sowie die verwendeten Theorien und Methoden kritisch geprüft werden.²²

Wir streben ein möglichst umfassendes Verständnis der anderen Menschen an, wir versetzen uns in sie hinein und wollen ihren Bezugsrahmen nachvollziehen, was aber nur beschränkt möglich ist.²³ In einem solchen Prozess wiederholen wir die Erinnerungen der interviewten Person und setzen sie mit unseren Empfindungen und Überlegungen in Beziehung, führen sozusagen ein »Probehandeln« durch, das uns selbst verändert, in unseren Erinnerungsbestand eingeht und unser zukünftiges Handeln beeinflussen wird.²⁴

Eine derartige Auswertung der Interviews erfüllt den Anspruch einer lebensweltlich und akteurzentriert orientierten Geschichtsschreibung: Die Wahrnehmungen und Sichtweisen einzelner Menschen, ihre Erfahrungen werden verbunden mit den Erfahrungen anderer Menschen und mit den gesellschaftlichen Verhältnissen. Durch den Blick des Akteurs, durch seine kulturelle Praxis, werden seine Lebensumstände ebenso wie übergreifende Zusammenhänge erfasst.

Dieses Buch mit den Porträts und Auszügen aus den Erinnerungen der Interviewten soll Lebenswelten vergegenwärtigen, welche die Geschichte der Schweiz wesentlich mitbestimmt haben. Selbst-

verständlich können wir dabei, wie bei jeder historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung, lediglich Bruchstücke des Lebens der Verdingkinder erschließen. Aber diese Bruchstücke sind durch den Dialog mit denjenigen lebendig geworden, die die Geschichte bewusst oder unbewusst mitgestaltet und erlitten haben.²⁵